Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 9 (1929-1930)
Heft: 9

Artikel: Studentische Arbeitskolonien
Autor: Wolfer, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157036

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

da diese sich nicht mit Redensarten begnügten, sondern alle Erscheinungen klarzulegen versuchten, so haben sie eine Erklärung des Barbaren gegeben und zwar dahin, daß ihnen die Fähigkeit des Denkens, der Künste, des Staatenbildens und Herrschens abgehe (nach J. Burckhardt's griechischer Kulturgeschichte). Darnach gemessen würden die Alamannen den Vergleich mit den Helvetern nicht allzu schlecht bestehen, selbst wenn man nicht übersieht, daß zunächst nur Anlagen vorhanden gewesen sein mögen, die später — unter fränkischem Einfluß — zur vollen Entfaltung gelangten.

Sofern ganze Völker heute als Erbe des Altertums angesprochen werden können, so dort, wo ein wirkliches Volkstum noch blüht: vielleicht in Spanien, vielleicht in Italien; schon das tessinische Volk macht einem mehr diesen Eindruck eines ursprünglich romanischen als die französische Schweiz. Davon abgesehen gilt aber auch für dieses Erbe der Satz, daß es erworben sein will und das ist Sache des Einzelnen, oder dürfen wir uns gar an den hoheitsvollen Ausspruch Jakob Burckhardts halten, der sich, dem Sinne nach, auch in der Einleitung bei Felix Stähelin findet? „Wenn wir auch von Völkern abstammen, die neben den großen antiken Kulturvölkern noch im Zustande der Kindheit schlummerten, so fühlen wir uns doch als die wahren Nachkommen der letzteren, weil ihre Seele auf uns übergangen ist, ja ihre Arbeit, ihre Bestimmung und ihr Schicksal in uns weiterlebt."

Studentische Arbeitskolonien.

Von **Ernst Wolfer.**

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften, der als Gesamtverband die organisierten Studentenschaften der schweizerischen Hochschulen zusammenfaßt, führt seit 1925 alljährlich in den akademischen Sommerferien studentische Arbeitskolonien durch, indem er jeweils an die Studenten einen Aufruf erläßt, einige Wochen ihrer Ferien praktischer Kulturarbeit zu widmen, und dann die Teilnehmer in Kolonien von durchschnittlich 50 Mann irgendwo in unseren Berggegenden zur Durchführung einer Bodenverbesserung einsetzt.

Angespornt durch einen Aufruf des Dichters Heinrich Federer, eilten erstmals im Sommer 1925 die Studenten ins bündnerische Misoxer Tal, um die dem Zerfall nahe Burgruine Misox mit freiwilliger Arbeit zu retten. Nationalrat Waldvogel wies damals darauf hin, daß man mit solchen Kolonien auch aufbauende Kulturarbeit zur Schaffung von urbarem Boden leisten könnte. Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften nahm die Anregung auf und setzte sich mit der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation in Verbindung. 1926 wurde die Kolonie in Gurin, im einzig deutschsprechenden Dorf im Tessin, durchgeführt, wo es galt, die Trümmer der durch eine Lawine zer-

störten Ställe wegzuräumen, beim Wiederaufbau mitzuhelfen und die Steine von den Wiesen wegzuschaffen. 1927 setzten die Studenten das Werk fort, indem sie namentlich den dortigen Wildbach, der ständig das karge Land mit Auswaschung bedrohte, und der auch den zum Schutz des Dorfes aufgerichteten Bannwald unterhöhlte, korrigierten. 1928 führten wir erstmals zwei Kolonien im obern Bergell durch, wo es galt, die Folgen der furchtbaren Überschwemmung vom Herbst 1927 beheben zu helfen. Wiesen wurden vom Schutt geräumt, ausgeschwemmte Runsen aufgefüllt, zerstörte Wege wieder erstellt, und die Maira in Casaccia auf einer Strecke von 300 m kanalisiert. 1929 wurde im Val de Bagnes gearbeitet. In Bonatschesse schaffte man den Schutt einer Rüfe weg, in Torgon, dem abgebrannten Walliser Dorf, wurden die Trümmer weggeräumt, und ob Lourtier die Alp Pleinazjeux gerodet, mit Wassergräben zur Entwässerung versehen, und die Bewirtschaftung einer höher gelegenen Alp durch Erstellen eines Fahrweges ermöglicht. An den Kolonien nahmen teil:

Misox	1925	141	Studenten (Koloniedauer 3 Monate)
Gurin	1926	93	„
Gurin	1927	81	„
Bergell	1928	306	„
Wallis	1929	246	„

Die Kolonie wird jeweils durch einen selbstgewählten Obmann verwaltet; dem ganzen Arbeitsdienst steht als entscheidende Instanz ein Kolonieleiter vor, seit 1928 ein Student. Die technische Leitung wird möglichst vom Kanton durch seine Ingenieure besorgt, die auch die Verantwortung für die richtige Durchführung der Projekte tragen. Auch bei der Auswahl der Projekte, der Vorbereitung und Planierung wird mit den zuständigen Kantonsbehörden eng zusammengearbeitet. Bei der Wahl der Arbeiten ist immer streng darauf zu achten, daß die Kolonie eine nützliche Arbeit verrichtet, die Freiwillige besonders nötig hat, weil sie, durch bezahlte Arbeitskräfte ausgeführt, zu teuer würde.

Eine bedeutende Schwierigkeit für die jeweilige Durchführung bilden die unsichern finanziellen Quellen, aus denen die Kosten einer solchen Kolonie bestritten werden. Die Bahnen gewähren jeweils bedeutende Fahrtermäßigung für die Freiwilligen; der Bund leistet einen Bundesbeitrag von Fr. 2.— für den Mann und den Arbeitstag; der Kanton trägt unter gleichen Bedingungen 50 Rp. bei und stellt zudem neuerdings das Arbeitsgerät. Die arme Berggemeinde soll möglichst nicht belastet werden. Der große übrige Teil der Kosten muß immer durch die Sammlung von privaten Unterstützungsbeiträgen in mühsamer Arbeit, die auch uns Studenten obliegt, zusammengebracht werden. Eine sicherere finanzielle Unterlage tut unserm Werke dringend not.

Was ist es nun, das unsere Studenten antreibt, sich jeden Sommer begeistert zu den Kolonien zu melden, und was namentlich die früheren Kolonisten immer wieder in die Kolonien führt? Was veranlaßt sie, in den akademischen Ferien einige Wochen aus der Stadt wegzufliehen,

nicht in einen bequemen Kurort, sondern in ein abgelegenes Tal, in primitive Verhältnisse, sich dort jeden Morgen um 1/25 Uhr wecken zu lassen, dann hart mit Pickel und Schaufel zu arbeiten, bis der Rücken schmerzt und an den Händen die Schwielen brennen, dann den Hunger mit einer einfachen Massenkost zu stillen und nachts auf einem harten Strohsack im Massenquartier sich auszustrecken? Es muß etwas dahinterstecken, wenn man freiwillig auf so viele kleine und angenehme Dinge zu Hause verzichtet.

Es ist einmal die Ablösung der geistigen Tätigkeit durch eine körperliche Handarbeit, die der Student gern annimmt. Denn der junge Akademiker besteht nicht nur aus Geist, sondern hat auch Blut und Muskeln, die in seinem Geistesstudium nur schwach zu ihrem Rechte kommen. So ist es denn eine ernste Selbstwehr gegen Verkümmerung, wenn er eben bei der ersten Gelegenheit Bücher und Hefte einmal wegwirft und sich austoben will. Dieser Drang treibt ihn ja auch zum Sport. Aber diesem gegenüber hat die Koloniearbeit den Vorzug, daß am Ende ein selbstgeschaffenes Werk steht, das einem die Mühe dankt, während das bloße Kräftespiel des Sportbetriebes am Ende immer ein gewisses Unbefriedigtsein zurückläßt. Dazu beansprucht diese körperliche Arbeit sowohl die ganze Muskulatur wie auch das praktische Denken in guter Abwechslung. So verwirklicht sie das Ideal der Betätigung des ganzen Menschen. Die Amerikaner und neuerdings auch weite deutsche Kreise sind hier fortschrittlicher gesinnt. An der Schulungswoche 1929 des Weltstudentenwerkes in Dresden sagten die Amerikaner: „Ein Akademiker ist kein gebildeter Mensch, wenn er nicht mindestens ein Jahr seines Lebens ernst körperlich in Landwirtschaft, Handwerk oder Industrie gearbeitet hat. Man sollte vorher auch keinen akademischen Grad verleihen." In Deutschland ist diese Denkart eine Nachkriegserscheinung, da dort viele Studenten durch die wirtschaftliche Not gezwungen waren, sich ihr Brot in Bergwerken und Fabriken zu verdienen. Nun, nachdem der Druck etwas gewichen ist, bleibt doch die Erkenntnis von der Stärke, die von solcher Arbeit ausgeht, und ideelle Gründe führen mithin zum Werkstudententum in den germanisch-angelsächsischen Ländern, das heute bereits zu einem internationalen Werkstudentenaustausch ausgebaut wird. Als erstrebenswertes Endziel des Hochschulbildungsganges steht diesen Kreisen eben nicht mehr der reine, etwas bleiche intellektuelle Gelehrte vor Augen, sondern der tatkräftige geistige Führer des Volkes.

Zudem zwingen die Kolonien mit ihrer freiheitlichen Verwaltung zur Selbstverantwortlichkeit und bieten der Führerpersönlichkeit die Möglichkeit, sich auszuwirken. Ja schon die Vorbereitung und Durchführung des Unternehmens als ein mit eigenen Kräften bestrittenes studentisches Selbsthilfewerk erzieht zur Verantwortlichkeit für soziales Schaffen, das über das Einzelinteresse hinausreicht.

Die körperliche Arbeit in der Arbeitskolonie ist zugleich eine schöpferische Arbeit. Das bedeutet für den Studenten sehr viel. Denn viele Studenten leiden unter ihrer gezwungenermaßen immer nur rezeptiv aufnehmenden Tätigkeit. Da gibt ihnen die Kolonie Gelegenheit,

von dem wenigen, was sie in sich tragen, einmal etwas auszugeben: ihre Begeisterung und ihre willigen kräftigen Arme. Und die einfache Arbeit, in freier Luft, inmitten der heimatlichen Berge, an und in der Erde: sie macht den Studenten zum Bebauer heimatlichen Kulturbodens; er lernt dort, wo die Kultur noch der Natur mühsam abgerungen werden muß, die Mühsal etwas schätzen, die seit Generationen in den Kulturgütern liegt, die er in der Stadt immer mit Selbstverständlichkeit genießt.

Und endlich: bringt die Kolonie dem Studenten nicht auch praktisch etwas? Wird nicht, wer selber einmal diese Art Arbeit getan hat, manche Vorurteile verlieren und sich in wirtschaftlich schlimmen Lagen besser durchhauen?

Alle diese Seiten bedeuten eine Bereicherung des Studenten als Einzelmensch. Aber die Kolonien haben in noch stärkerem Maße einen sozial erzieherischen Wert.

Studenten aus allen Teilen unseres Landes kommen zusammen, um aus dem gleichen Wunsch heraus am gemeinsamen Werk zu arbeiten. Aus ihren alten Gewohnheiten herausgerissen, leben sie hier in den Bergen einige Wochen zusammen im Massenquartier, in der Gruppenarbeit, teilen Freud und Leid. Die trennenden Formen fallen; der Kontakt wird bei der Unmittelbarkeit des Zusammenlebens bald ein enger. Das neue Leben in dieser Gruppe bedeutet für jeden Einzelnen eine eigentliche Auflockerung; man wird für alle neuen Eindrücke rascher empfänglich, es bildet sich sofort die Brücke zum Andern. Und bald auch ist die Kolonie nur noch eine geschlossene Gemeinschaft: die Kolonie wird aus einer Vielheit ein neuer Gesamtkörper. Es war mir als Kolonieleiter immer unmöglich, Leute in die andere Kolonie zu versetzen, trotzdem die Verhältnisse an beiden Orten genau dieselben waren: aber es hätte für jeden ein Losreißen vom Gesamtkörper bedeutet, in den er binnen weniger Tage hineingewachsen war. Daß eine solch geschlossene Gemeinschaft, die ein scharf ausgeprägtes Eigenleben mit eigenen Liedern, eigenen Gebräuchen u. s. w. führt, vom Einzelnen keine unsozialen Neigungen und Eitelkeiten duldet, ist natürlich. Wer sich nicht einordnet, wird mit strengsten Maßnahmen dazu gezwungen: oft ergibt sich daraus eine von außen her ungerecht scheinende Verfolgung. In der Kolonie gilt aber nur ein Wert: der gute Kolonist, der sich kameradschaftlich benimmt und auf dem Arbeitsplatz arbeitet. Wer auf andere Weise zur Geltung kommen will, z. B. mit großen Worten oder Wichtigtuerei, findet keinen Anklang. Denn wo alle Schwielen haben, soll auch nur der reden und befehlen wollen, der auch welche hat. So wird der Student, trotzdem eigentlich größte Freiheit herrscht, inne, daß Zusammenleben Einordnung verlangt: er erlebt so soziale Forderungen. Und wenn er in den Alltag zurückgeht, bleibt sicher etwas davon in seiner Gesinnung zurück.

Und vor allem bleiben die engen Freundschaftsbande, die die vielen Studenten nachher im ganzen Lande kreuz und quer einander verbinden. So besteht nachher im Gesamtvolk ein kleines Volk, das zufolge seiner akademischen Führungsrolle auch für das andere einen Kitt schafft. In

der Kolonie, wo die Studenten derart miteinander leben müssen, und wo jeder aus seiner Heimat seine Eigenheiten mitbringt, lernt der Student eigentlich schweizerisch denken: jede Eigenart als gewachsene Natur zu schätzen und doch darüber hinaus die Volksverbundenheit zu sehen.

Die Berührung und Unterhaltung zwischen den Angehörigen aller Fakultäten schafft die beste Gelegenheit, das eigene Fachwissen um das Wissen der andern zu bereichern und eine über das trennende Spezialistentum hinausgehende Gesamtsicht zu fördern.

Aber die Kolonien wirken nicht nur gemeinschaftsbildend in den Studentenkreisen: sie tragen auch bei zu einer Gemeinschaft des ganzen Volkes. Denn was bedeutet es anders, wenn begeisterte Studenten aus allen Landesteilen zusammenströmen, um einem kleinen Volksteil in einem Bergtal zu helfen, als Volks- und Gemeinschaftsbewußtsein der Tat. Und beim Werk knüpft sich ein persönliches Verhältnis zum selbstbebauten Stück Heimatboden, in dem eigener Arbeitsschweiß liegt, und zu den einfachen Leuten, die darauf leben; und nachher bleibt immer eine starke Anhänglichkeit daran zurück. Ein Kolonist verlieh dem in einer Presseeinsendung Ausdruck mit den Worten: „Die Jugend wird nie begeisterter für Heimat und Vaterland eintreten, als wenn sie selbst ein Stück davon geschaffen."

Und darüber hinaus sieht der Akademiker einmal hinein in das karge Leben einer sozial andern Volksklasse, der Bergbauern, sieht ihre Nöte, Bedrängnisse und ihre Freuden. Viele Gedanken über soziale Probleme werden unmittelbar angeregt: und vom Verständnis einer Klasse ist es nur noch ein Schritt zu einer gerechteren, vorurteilsfreieren Beurteilung der sozialen Frage überhaupt. Viele Vorurteile finden ihr Grab unter dem weggeräumten Schutt. Und das Zusammenleben wird oft noch dadurch enger, daß wir auch mit der Dorfbevölkerung zusammen feiern; ich denke dabei vor allem an die verschiedenen Augustfeiern. Und gelegentlich reicht es sogar, daß wir mit einigen Einheimischen zusammen auf dem Arbeitsplatz arbeiten.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung kann ich hier nur andeuten. Dadurch, daß unsere freiwillige Arbeit um ca. 40 % billiger kommt, als bezahlte Arbeit, führen wir Bodenverbesserungsprojekte billiger aus. Da viele Projekte am Mangel an Geld scheitern, so können wir dank der Verbilligung doch einige wenige ermöglichen. Unsere Kolonien arbeiten so auch mit bei den Maßnahmen gegen die drohende Entvölkerung unserer Bergtäler, indem sie helfen, unsern kargen Kulturboden zu erhalten. Und wenn wegen der Kleinheit der Aktion die Resultate absolut genommen auch nicht so groß sind, wie sie sein sollten, so wirkt oft schon das anfeuernde Beispiel auch wieder ermutigend auf die einheimische Bevölkerung; außerdem hoffe ich, daß unsere Kolonien erst ein bescheidener Anfang sind. Ein allgemeiner Ausbau im Sinne der Motion Waldvogel könnte da schon anders zupacken.

Seit 1928 hat der Verband der Schweizerischen Studentenschaften auch ausländische Studenten zur Teilnahme an den Kolonien eingeladen. Wir erwarteten davon zweierlei: eine wertvolle Bereicherung

durch die Berührung mit den Kommilitonen aus verschiedenen Ländern und eine Verbreitung der Idee unserer Kolonien durch die ausländischen Teilnehmer. Letzteres ist bereits in bescheidenen Anfängen erfolgt, indem in Österreich z. B. eine Kolonie durchgeführt wurde.

Besonders interessant war es, einmal in einer Atmosphäre der Unmittelbarkeit mit ausländischen Studenten zusammen zu sein, die direkt aus ihren Ländern hergekommen sind und uns ohne die traditionell gefärbte Brille von Presseberichten einen eigenen Einblick in die Lebens- und Gedankenwelt einiger Völker gaben.

So zeigte sich in der Verschiedenheit der Sitten im Kleinsten, wie tief die Andersartigkeit der Völker verwurzelt ist; wie sie nicht nur eine betonte Kurzsichtigkeit ist, sondern zutiefst eigene Lebensform. Sie zeigte sich in den Umgangsformen, in der starken Verschiedenheit des Geschmacks im Essen auch bei gleicher Lebensweise. Und wenn man sah, wie unüberwindlich diese Unterschiede schon in diesen äußerlichen Dingen sind, so vermochte man auch die politisch völlig andersgearteten Gedankengänge der Fremden zu verstehen und als kraftvolle Eigenart zu achten. Man wird dabei von dem besonders uns Schweizern als „Weltmissionären" oft anhängenden Drang befreit, alle Völker mit einer schablonenhaften politischen Anschauung einheitlich „beliefern" zu wollen; anderseits zeigt sich auch hier, wie man Einstellungen nicht einfach übernehmen kann: jedes Ding, wenn es tief und stark wurzeln soll, muß auf seinem eigenen Boden gewachsen sein. Diese Lehre war umso eindringlicher, als sich die Eigenart in den jungen Akademikern ja immer mit besonderer Schärfe zeigt. Mir war sie noch mehr von Bedeutung, da die Ideen der Studenten meist in einigen Jahrzehnten Wirklichkeit und so eine gewisse Vorprojektion späterer Vorgänge sind. Es ist besonders aufschlußreich, z. B. in das Denken junger Ungarn, junger Tschechen, junger Deutscher, junger Engländer und gleichzeitig von Indern sich einweihen zu lassen. Man lernt vieles eher begreifen und vergißt vorübergehend das politische Moralisieren.

Aber wir haben uns immer ausgezeichnet vertragen. Über gelegentliche heiße Diskussionen und Streitigkeiten verband uns die Kameradschaft, die sich im gemeinsamen Werk und in der Freizeit bildete. Und jeder Kolonist, der sich nicht selber zurückgehalten hat, besitzt heute wertvolle Freundschaften in allen Gegenden Europas. Das frohe Kolonieleben, das mit seinen engen Verhältnissen und durch seine Geschlossenheit zum Zusammenleben zwang, zeigte, wie man auch bei tiefer Eigenart sich gut verträgt. Bei manchem wurde die innerliche Einstellung reifer, vorurteilsfreier; und von da ist es nur noch ein Schritt zu einer richtigen Auffassung eines internationalen Zusammenlebens.

Über das Zusammenleben hinaus forderte die Kolonie Zusammenarbeiten. Wenn es galt, die schweren Steine wegzuräumen, so mußten halt alle zusammenstehen und zusammenwirken. Denn nur so gings. Und was gab es für den offenen Sinn Eindringlicheres, als wenn die Leute aus den verschiedensten Ländern am gleichen Block arbeiten, am gleichen Rollwagen stoßen mußten, daß es eben ging. Es

zeigte doch: wenn man nicht lange streitet, sondern frisch zupackt, so geht es, auch wenn man vorher nicht alle gleich internationalisiert. So verwirklichte sich hier im Kleinen die große Einheit in der bewußten und betonten Besonderheit.

Aber auch in andern Gedankengängen erhielten wir voneinander starke Anregung. Viele Studenten kamen aus Ländern, die durch das Kriegserlebnis und durch das, was nachher folgte, tief aufgeackert worden sind. Das führte wieder zum fundamentalen, grundsätzlichen Denken. Und so hatte man oft den Eindruck: diese Ausländer sind uns in vielem voraus. Was bei uns oft tabu ist, wird dort verlacht. Wir sind in Beharrung verblieben, während man draußen vorwärtsgetrieben wurde. Und so wird denn manche Selbstverständlichkeit wieder aus dem Lagerraum hervorgeholt und im neuen Lichte innen und außen neu besehen. Namentlich die Gedankengänge über Staatsform, über Liberalismus, Sozialismus, überhaupt über politische Fragen wurden wieder frischer. Anderseits lernten wir Einheimisches auch wieder schätzen, wenn es von Ausländern überzeugt bewundert wurde: darunter gehört namentlich das Zusammenleben von verschiedenen Kulturen in unserem Land. Dann hatten auch wir etwas zu geben. Kurz: wir bekamen in vieles unmittelbar in der Gegenwart Lebende einen eigenen Einblick durch unsere ausländischen Kommilitonen. Denn man darf diese wahllos zusammengekommenen Studenten wohl im großen ganzen als Typen betrachten, sodaß man von ihnen auf das Ganze schließen kann.

Wenn sich so die großen geistigen Strömungen in unserer Kolonie spiegelten, so strahlten sich auch darin die jetzigen realen politischen Ereignisse: der Kampf zwischen Engländern und Indern, zwischen den neuen Oststaaten und ihren Minderheiten, den Ungarn um ihr großes Königreich und vieles andere.

Bei uns Schweizern hielten sich nicht alle offen. Viele stehen den Ausländern ablehnend gegenüber. Einmal deshalb, weil sich die unmittelbare Berührung eben infolge der verschiedenen neuen Leute, die allgemeinere Formen brauchen, etwas in formellere Bahnen lenkt. Das Du stellt sich nicht mehr so rasch ein; man kann weniger schnell aus sich heraus. Aber viele Schweizer nähren ihre Ablehnung aus einer andern Quelle: aus einem festen Willen zur Abschließung. Nur sich nicht in der Ruhe und Beharrung durch diese Ausländer aufstören lassen! Wir haben den Stein der Weisen gefunden, und wenn die Ausländer kommen, so sollen sie ihn bei uns in unserer vollendeten Fabrikmarke holen oder wenigstens ihre Rückständigkeit einsehen und still sein! Es zeigt sich hier auch ein Teil schweizerischer Zeitgeschichte.

Zum Schlusse möchte ich doch noch andeuten, daß mir diese Kolonien auch deshalb bedeutend scheinen, weil sie das gemeinsame Erlebnis vieler hundert Studenten sind. Und diese Studenten kann man wohl zu den Aktiven zählen in dem Sinn, als sie durch ihre Teilnahme an der Kolonie bezeugen, daß sie willens sind, eine Idee, die sie beseelt, auch in der unmittelbaren Tat zu erproben. Und dank dieser aktivistischen Einstellung werden sie vermutlich zum Teil auch in einigen Dezennien

an der aktiven Minderheit teilhaben, die unsere Geschichte machen wird. Und das gemeinsame Erlebnis in der akademischen Jugend wird dann sicher auch seinen Niederschlag finden und seine Früchte zeitigen.

Das Wesentliche ist die Tat. Und unsere Kolonien sind eine Tat. Das Wort hat dort nur untergeordnete Bedeutung. Wenn wir Junge uns heute abwenden vom rednerischen Pathos, von dem bei jeder Gelegenheit gehörten „Einer für alle, alle für einen", so tun wir es, weil wir erfahren haben, wie oft es ein leeres Wort bleibt. Der ernste Wille erweist sich erst am Werk. Und wenn unsere Kolonien dadurch, daß sie einem Volksteil Hilfe bringen wollen, in der sich jeder selber einsetzen muß, mit der Tat der Volksgemeinschaft einen schwachen Ausdruck verleihen wollen, so zeigt sich darin auch der Wille zu einem neuen Ethos, zum Ethos der Tat.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Fragen, die die Bundesratswahl aufwirft: „Abwartende" Einstellung. Volkswahl des Bundesrates. — Die gefährdete Mitte.

Das Mißbehagen, das bisher das einzige Merkmal der Bundesratsersatzwahlen bildete, in dem allgemeine Übereinstimmung herrschte, hat seinen Höhepunkt überschritten. Der plötzliche Tod von Bundesrat Scheurer, der einen zweiten Sitz zur Neubesetzung frei machte, ist in manchen Kreisen fast wie eine Erlösung empfunden worden. Der Beschluß des freisinnig-demokratischen Zentralvorstandes vom 2. November, in dem die Beteiligung einer bisher „im Bundesrat nicht vertretenen Partei" an der Landesregierung gefordert wurde und dem zweifellos die Bedeutung einer Willensäußerung zur Neurichtung der freisinnig-demokratischen Politik im Bund zukam, kann jetzt so ausgelegt werden, daß die bisher nicht im Bundesrat vertretene Bauernpartei einen der freiwerdenden Sitze erhalten soll, trotzdem natürlich im Augenblick der Beschlußfassung an die sozialdemokratische Partei gedacht war. Auch im beteiligungsgegnerischen Lager der Sozialdemokratie herrscht Freude, indem man dort jetzt durch Überspannung der Forderung — man will, daß beide freien Sitze den Sozialdemokraten eingeräumt werden — zu erreichen hofft, daß schließlich keiner der eigenen Partei zufällt. Kurz: genau wie man vor einem Jahr bei der Ersatzwahl für den Rücktritt von Bundesrat Chuard nach vielem unerfreulichem Hin und Her schließlich den Rank fand, so wird sich auch die Aufregung der letzten Wochen sehr schnell legen, wenn eine Lösung hat gefunden werden können, die möglichst alles beim alten läßt. Es liegt unsern öffentlichen Dingen eine ungeheure Beharrungskraft inne. Wenn am Ende nur die allgemeine Ruhe und das eigene Wohlbefinden nicht gestört werden, dann ist man gerne bereit, alles andere in Kauf zu nehmen und die leisen Mahnungen, die immerhin in den Vorgängen der letzten Wochen lagen, zu vergessen.

Es lassen sich allerdings auch ernsthafte Gründe für eine „abwartende" Einstellung zu diesen Dingen anführen. „Jeder Unbefangene wird zugeben, daß man nicht einfach an einen Punkt unserer Bundesverwaltung rühren kann, ohne andere Dinge in Fluß zu bringen," schreibt die „Neue Zürcher Zeitung". Oder an anderer Stelle: „Aus geschriebenem und ungeschriebenem Recht hat sich für die schweizerische Landesregierung ein Bestellungsmodus ergeben, der in